

Redaktion, Administration u. Druckerei:
 Kolowratring, Pichlergasse Nr. 11.
 Entschickte Briefe werden nicht angenommen und
 Manuskripte in keinem Falle zurückgeschickt.

Ankündigungs-Bureau:
 Stadt, Wollzeile 29. Inserationspreis nach Tarif. Interests
 überlassen: Witzek, Ann.-Exp. in Prag und
 Brünn; Jos. A. Kienreich, Zeitungs- u. Anz.-Exp.
 in Graz; J. Blockner, A. V. Goldberger, J. Leopold,
 Jos. Schwarz, Ann.-Exp. in Innsbruck; im Aus-
 lande: John F. Jones & Co. in Paris, 21 bis, Rue
 du Faubourg Montmartre; Rudolf Mosse in Berlin,
 München, Leipzig; Hausenstein & Vogler in
 Hamburg; Berlin, Frankfurt a. M., u.
 Basel; Heinrich Kiehn, Ann.-Exp. in Ham-
 burg; Heinemann & Co. Köln a. Rh. u. Ham-
 burg 26; Orell Füssli & Co. in Zürich u. Basel;
 Neumann & Neumann in London; Vertreter für
 Deutschland, Frankreich, England, Italien etc.: Sar-
 bacchia News Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
 Im Hauptverlage, Wollzeile 29: Ganzjährig K. 45.00,
 monatlich K. 3.80. Mit dgl. zweimaliger Zustellung im
 Hause Vierteljährig K. 12.00, monatlich K. 3.00.
 Einmalig Morgensblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-
 mittagsblatt am Sonntag und nach zwei Feiertagen 12 H.
 Morgens u. Abendblatt 40 Pf.
 Für Deutschland Morgens- und Nachmittagsblatt
 einzeln: allein je 30 Pf.
 Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue
Freie Presse.
 Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
 Mit dgl. einmaliger Postversendung: Ganzj. K. 45, halb-
 j. K. 23, Viertelj. K. 14. Mit dgl. zweimaliger Postversen-
 dung: Ganzj. K. 44, halb- j. K. 23, Viertelj. K. 14.

Abonnement für das Ausland:
 Vierteljährig.

Bei uns (Kronland-Versend.): Deutschland,
 Berlin K. 20, f. Bremen 4, Weimarvereine K. 22
 bei 50 c. Postzuschlag in Deutschland
 11 M. 18 Pf., Schweiz 14 Fr. 5 Ct., Belgien 16 Fr.
 40 Ct., Italien 14 L. 30 C., Rumänien 16 Fr. 80 Ct.
 Serbien 12 Fr. 20 Ct., Bulgarien 12 Fr. 20 Ct.
 Russland 15 Rub. 25 Kop., Griechenland 10 G.
 Buchs, Beck & Barth, Athen, od. Zeitg. Exp. i. Triest) u.
 Europ. Türkei K. 15.00, Asiat. Türkei K. 17.45
 Aegypten 16 Fr. 20 Ct., Dänemark 10 K. 25 Ore.
 Bei uns Agenten in: **Wien:** Sarbacchia News
 Exchange, Meiland, 1, Via Firenze, E. E. Oblescht,
 Meiland und Rom, Loeschner & Co. in Rom 25 France
 20 Ct.; **Frankreich:** Sarbacchia News Exchange,
 Paris, 136, rue de la Victoire, Agence Havas, Paris,
 23 Fr. 50 Ct.; **England:** Sarbacchia News Exchange,
 London, 16, John Street, Adelphi, Strand W. C. A.
 Biegla, 36, Lime-Street E. C., London, 18 sh., **Nord-
 amerika:** K. Steiner, 52 Park Place, G. E. Steiner,
 956 Broadway in New York, 6 Doll. 40 Ct. Vertreter für
 Deutschland, Frankreich, England, Italien etc. Sarbacchia
 News Exchange, Mainz, Heinemann & Co., Köln a. Rh.
 Für die Agenten, Austräger oder Verzeichnisse
 beschriebene Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 16162.

Wien, Donnerstag, den 19. August

1909.

Wien, 18. August.

Der Ministerrat am Geburtstag des Kaisers hat die Berufung des Reichsrats für den September nicht beschlossen. Ganz Oesterreich würde dieses Fest in frohmütigstem Andenken behalten, wenn die Entscheidung des Kabinetts den Wunsch vieler Parteien nach dem baldigen Zusammenritte des Parlamentes hätte erfüllen können. Nicht bloß die Möglichkeit drängte zu diesem Verlangen, sondern auch das Gefühl der politischen Keiligkeit. Ein schmüßiger Fled bleibt auf den politischen Zuständen, die durch das allgemeine Stimmrecht hätten verjüngt und erfrischt werden sollen, wenn Oesterreich allein in der Welt mit den Obstruktionen nicht fertig zu werden vermag. Tatsächlich ganz allein! Wer eine parlamentarische Obstruktion sehen will, muß aus sämtlichen fünf Westteilen nach Wien kommen. Sonst kann er dieses staatsrechtliche Krankheitsbild nirgends beobachten und nirgends auf Grund eigener Wahrnehmung kennen lernen. Sind wir unfähiger, dümmere und trotziger als die sämtlichen übrigen Bewohner der parlamentarischen Länder auf der Erde? Obstruktionen sind die Weiskaltheite der bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerten politischen Erregungen. Aber die Fälschung der Obstruktion, die bloß gemalte Hornesglut, die ersehnte Verbitterung für alle Lage und zum leichtfertigen Gebrauche sind widerwärtig. Sie bringen das Noble, das in jeder passionellen Berührung liegt, herunter und machen es durch Berechnen gemein. Diese Obstruktion, die nur die Uebersetzung eines gemieteten Spadassin ist, der für einige Rechen in den engen Gassen aufhaucht und mit einem geschlossenen Dolche droht und erpreßt, bleibt eine Schande. Wer die Gesamtheit der national so gepöbelten öffentlichen Meinung in den geheimsten Verantwortlichkeiten belauschen könnte, würde sicher finden, daß sie über die Verhältnisse im Reichsrate bereits ärgerlich geworden ist. Bei der jetzigen Lage der Industrie, bei dem Drucke auf die Unternehmungen und auf den Lohn brauchen alle Völker fruchtbarere Arbeit und die großen Bestellungen, die der Staat und die Länder vorbereiten. Wie viele Czechen, deren Abgeordnete jetzt obstruktionieren, können durch den Bau von Lokalbahnen beschäftigt werden. Der Reichsrat ist nicht zu entbehren, und ein Beschluß des Ministerrats, ihn sofort für den September einzuberufen, wäre eine gute Nachricht für alle Klassen und Nationen gewesen.

Das konnte nicht geschehen, weil das Ergebnis der gestrigen Konferenz die parlamentarische Politik noch immer auf keine sicheren Tragbalken stellt. Die Konferenz hat die Frage nicht beantwortet: Wird obstruiert oder nicht; ja oder nein? Mit czechischen und südslavischen Diplomaten ist nichts anzufangen, und das Hinein-foppen in den Reichsrat, damit das Elend noch jämmerlicher wiederkehre, würde geradezu abseufzlich sein. Schon die Alexandrinischen Grammatiker waren lästig, weil sie die einfachste Sache derart ausdrückten, daß zehn Auslegungen möglich waren. Warum sollte die österreichische Politik diese parlamentarische Unart dulden und sich der Methode einer Partei anpassen, die niemals gerade spricht und fortwährend glaubt, mit Vieldeutigkeiten necken und sich Hintertüren offen halten zu müssen? Gewiß, selbst

aus dieser Unaufrichtigkeit ist die Besserung schon ein wenig zu spüren. Nicht zu viel, aber gerade doch ein bißchen. Wer die Worte hin und her wendet und darauf eingeht, daß andere Beschlüsse für die Wähler und wieder andere für die Kollegen in der parlamentarischen Konferenz bestimmt sind; wer mit Geduld aus so viel Spreu ein Weizenkorn herausklauden will, kann vielleicht finden, daß die dreifache Erzschicht um die Brust der Obstruktionisten gegen die Sehnsucht nach Arbeitsfähigkeit nicht mehr so undurchdringlich ist. Zu dieser Schlussfolgerung gehört freilich einige Nachsicht und ein großes Stück von Geduld. Nuklos war die gestrige Konferenz keineswegs, und der Obmann des Polenklubs, Herr Olombinski, hat sich damit nicht unruhlich in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gebracht. Aber halbe Worte und schwache Andeutungen sind keine Grundlage für parlamentarische Sessungen. Das Parlament kann auf diesem Gebiete mit einigen schlimmen Erfahrungen aufwarten. Die Slavische Union hat eine ganz andere Sprache in den offiziellen Beschlüssen und in den Organen geführt als in der Konferenz. Sie muß ein Defizit zur Arbeit ablegen. Niemand will sie demütigen, und die österreichische Politik hat wichtigere Sorgen als den Wunsch nach einem offenen Geständnisse der Niederlage unserer jüngsten parlamentarischen Obstruktion. Sie kann sich in Ruhmredigkeit haben, so viel sie will; sie kann ihren Wählern sagen, was sie will; aber sie muß den Parteien, die den Reichsrat für notwendig halten, in voller Deutlichkeit erklären, daß die oppositionelle Technik nicht mehr zur Obstruktion oder zu obstruktionsverwandten Mitteln greifen werde. Es verlaute, daß von den Führern der Slavischen Union das Wort gefallen sei: Die Obstruktion ist konsumiert. Wenn das wahr ist, warum wird es nicht öffentlich gesagt, und warum werden in die zur Kenntnis des Publikums bestimmten Beschlüsse wieder Worte hineingefügt und hineingeheimnist, die eine gegenteilige Deutung zulassen? Was könnte die Slavische Union, wenn sie nicht obstruktionieren will, hindern, das hinauszugetommen und hinauszufahren? Der Schleier, der liebevoll über die Irrungen der Vergangenheit gebreitet werden soll, ist stets bereit. Nach dem Einstellen der Obstruktion wird die Partei wie der verlorene Sohn aufgenommen werden.

Da sie jedoch zweideutig blieb, hat der Ministerrat beschlossen, zunächst die Landtage einzuberufen und den Gedanken an die Septembersession fallen zu lassen. Die Abgeordneten, welche den dringenden Wunsch hatten, die Arbeitsfähigkeit des Hauses so rasch als möglich zu betätigen, stehen neuerdings vor dem Hindernis, das die gemundene Politik der Slavischen Union bereitet. Die heute veröffentlichte Erklärung des Ministeriums sagt ausdrücklich, daß die Einberufung des Reichsrats mit allen Bürgschaften des Erfolges begleitet sein müsse. Trotzdem war die gestrige Konferenz keineswegs ein Mißerfolg. Die parlamentarische Krise wurde in Fluß gebracht und, was noch wichtiger ist, das Organ geschaffen, das im Namen der Parteien mit der Regierung verhandeln und jede einzelne Schwierigkeit beseitigen kann. Dieses Organ ist das Präsidium des Polenklubs, vertreten durch seinen Obmann, Herrn Olombinski. Damit versucht das

Parlament, aus sich selbst heraus zur Arbeitsfähigkeit zu kommen, und alles Kindische und Törichte, das den Schluß der Session so absonderlich machte, wird verschwinden. Jetzt muß die Frage der Arbeitsfähigkeit mit der vollen Strenge ihrer Voraussetzungen geprüft werden. Das Ausweichen durch Redensarten ist ganz unmöglich geworden. Der böhmische Landtag wird einberufen! Nun kommen Probleme, wo das Erreinen über die in Verlust geratene Geschicklichkeit von Verhandlungsministern nicht mehr genügt, um dem Verständnisse der Ziele der Obstruktion auszuweichen. Die Regierung verspricht in der heute veröffentlichten Kundgebung die Einberufung des Reichsrats nach einer kurzen Session der Landtage. Sie will jedoch Bürgschaften für die Arbeitsfähigkeit. Das wird in Prag entschieden werden.

Jetzt kehrt Oesterreich zum Ausgangspunkte der Krise wieder zurück. Die Kundgebung des Ministeriums sagt nicht, ob der Ministerpräsident seinen Plan, neue Verhandlungen zwischen den Deutschen und den Czechen einzuleiten, sofort durchführen werde. Die Auseinandersetzung wird allerdings unvermeidlich sein und sich von selbst ergeben. Wollen die Czechen wenigstens einmal in der Fülle von Glück, mit der sie das Schicksal überschüttet hat, auf die Stimme des Gewissens und der Gerechtigkeit hören und den Millionen Deutschen, die gleich ihnen seit vielen Jahrhunderten Bewohner desselben Landes sind, mit Wahrheit und Redlichkeit entgegenkommen? Wollen sie das tun, was eines Tages gegen sie geschehen müßte, wenn Horn und Kränkung wie ein Bergstrom aufschäumen und sich über alle Dämme hinwegsetzen würden? Nichts Uebermäßiges verlangen die Deutschen. Sie wollen nur als Minorität auf dem eigenen Rechtsboden nach dem Grundzuge der Selbstverwaltung leben und von keiner Gnade abhängig sein. Was soll es den Czechen schaden, wenn die Deutschen einen gesetzlichen Anspruch auf mehrere Stellen im Landesauschusse und in den Landesanstalten haben? Nichts, gar nichts, und die Czechen wären nicht um ein Haar weniger als jetzt. Wenn es wahr ist, daß die Obstruktion milder gestimmt sei und den Reichsrat wolle, dann muß sich das zunächst im böhmischen Landtage zeigen. Was dort geschieht, wird von der größten Bedeutung für den Reichsrat sein. Die österreichische Politik tritt aus dem Rahmen allgemeiner Konferenzbeschlüsse heraus. Sie wird sich in den nächsten Wochen auf dem Boden der praktischen Politik bewegen. Wird der böhmische Landtag, der seit einem Jahre gewählt ist und sich nicht einmal konstituieren konnte, arbeitsfähig sein? Wer das wüßte, könnte auch die Frage, ob der Reichsrat arbeitsfähig sein werde, mit größerer Sicherheit beantworten. Der volle Ernst bricht hervor, Deutsche und Czechen stehen sich wieder gegenüber. Das Verlangen nach Bürgschaften für die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes in der Mitteilung über die Beschlüsse des Ministerrats ist zugleich ein Hinweis auf die Gefahren und Schwierigkeiten in Böhmen. Gewiß ist nur die Landtagsession im September. Die Oktobersession des Reichsrats liegt noch im Nebel der Zukunft. Wahr ist jedoch, daß die Stimmung ein wenig sanfter und friedlicher geworden ist. Auch das ist schon ein Fortschritt.

Die heutige Nummer enthält:
„Natur- und Völkerkunde“: „Die Lagerstätten der nutzbaren Mineralien.“
 von Hofrat Dr. Franz Toula. Seite 19 bis 21.
 Ferner:
 Die 72. Fortsetzung des Romans **„Vor dem Sturm“** von M. E. delle Grazie. Seite 22.

Feuilleton.

Vido.
 Von Hermann Holz.

In Montebba wird der Kondukteur ausgewechselt. Der italienische Kontrat, ein behend vergnügter junger Bursch, der uns gleich lustig allerhand erzählt; und schon bin ich wieder dem lateinischen Zauber verfallen. Der andere, der österreichische Kondukteur, war ja gewiß nicht weniger nett, aber in seiner Art, die nun der welche gar nicht hat. Dieser leistet uns einen Dienst, er hat aber deswegen keineswegs das Gefühl, in unserer Diensten zu sein; so wenig ich es hätte, in seinen zu sein, wenn er etwa ein Buch von mir kaufte. Er weiß, daß ich dadurch, daß ich ein Billett bezahle, einen gewissen Anspruch auf bestimmte Leistungen von ihm erwerbe, nicht aber auf seine Seele. Und er weiß, daß ich dadurch, daß ich ein Billett bezahle, nicht mehr bin als er, denn er weiß, daß überhaupt kein Mensch je mehr als irgend ein anderer ist; dieses Wissen haben die Leute in Montebba vor den Leuten in Pontafel voraus. Zwar haben

mit in Oesterreich es auch, aber nur auf dem Papier, nämlich in den Gesezen, nicht aber in den Sitten. Vor dem Gesez wären auch bei uns die Menschen ziemlich gleich, aber nach der Sitte dürfen einige alles und die meisten nichts. Ein Land mit westlichen Bestimmungen, aber östlichen Gesinnungen sind wir; dort haben wir's allmählich fast schon zu den Ansängen einer Art Demokratie gebracht, hier sind wir jervil geblieben. Mit unseren Sitten müssen wir unseren Gesezen jetzt erst langsam nachzukommen trachten, und die Hauptsache wäre, doch endlich einmal unseren Menschen ihr nun sinnlos gewordenes Bedürfnis nach Unterwürfigkeit auszutreiben; diese ganze alte Bedientenkultur, an der wir leiden, ist ja jetzt lächerlich geworden. Ich höre das am stärksten, wenn ich hier in einem der lustigen kleinen Vaporetti fahre, wo die muntere Schneiderin im schwarzen Franfentuch breit neben der geschmückten Prinzipessa, der Arbeiter in der Bluse beim glänzenden Offizier sitzt. Wie oft hab' ich in Wien in der Welttrifflin gesehen, daß einer in schlechten Kleidern lieber draußen stehen bleibt; es ist ihm unheimlich, sich zu den „besseren Leuten“ zu setzen, er geniert sich. Hier aber ist es keine Schande, kein Geld zu haben; und man wird dafür nicht noch öffentlich bestraft. Hier hat auch jeder dasselbe Recht an der Straße; in der Merceria, auf dem Markusplatz drängen sich Stutzer und Bettler, Damen und Dirnen durcheinander, und allen gehört die Stadt. Wie denn tief in allen Romanen dieses demokratische Grundgefühl lebt, daß der Mensch in allen Kleidern doch immer derselbe bleibt und es, ob er in der Komödie des Lebens nun den König macht oder den Knecht, doch, wenn er die Maske dann ablegt, am Ende dasselbe Gesicht ist. Dies gibt hier

auch jedem Winkel, jeder Ecke eine so volle menschliche Bedeutung: alles wirkt wie ein Ausschnitt der ganzen Menschheit, und indem an hungernden Gondolieren vorüber ein Trupp singender Arbeiter, ein verliebter Ged mit gepuzten Damen, der Hausvater mit Weib und Kind, ein lachender Chor von weißen Marineuren, ein klaffender von braunen Bettelbuben, die Dirne mit betrieblamen Augen, die verhällte Kupplerin, der Troß der staunenden Fremden, der geschäftige Händler mit seinen Waren, der Handwerker an seine Arbeit zieht, schließt das Auge mit einem einzigen Blick alles Geheimnis von Lust und Leid der Welt ein. Bei uns daheim aber ist alles politzellig abgeteilt und reglementiert. Nämlich von jener inneren Polizei, die jeder brave Oesterreicher in seinem Herzen sitzen hat. Und die ist noch ärger als die andere.

Und wenn dann abends auf dem Platz Musik ist, und die kleinen Klänge flattern in der Luft, Nichter springen und vom Meer weht ein weicher Wind, dann hallt die ganze Stadt von Freude, der einzelne scheint in der Menge verloren, ein ungeheures Gefühl der Gemeinsamkeit in allen Menschen bricht plötzlich auf: aus den tausend Gassern und Schwärmern auf dem weiten Platz ist plötzlich ein Volk geworden, ein einziges Volk, das aus tausend Aehlen denselben Schrei der Lust ausstößt, einen Moment lang, und erschreckt fliegen die Tauben in Höhen weg. (Man wird vielleicht sagen, daß wir ja auch in Wien einen ähnlichen heroischen Vorgang haben, nämlich bei der Burgmusik, aber hier ist es eigentlich doch noch anders.)

In der Früh, wenn das Meer, wie noch von seinen bösen Träumen toll, zornig an den Sand schlägt, kommen die Wiener Rettungen; und nachmittags, wenn

Graf Alois Aehrenthal.

Wien, 18. August.

Der Kaiser hat aus Anlaß seiner Geburtstagsfeier dem Minister des Aeußern den Grafenstand verliehen. Diese Auszeichnung hängt mit der großen Campaigne bei der Angliederung von Bosnien und der Herzegowina zusammen, die an den verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik hohe Anforderungen stellte. Es gab im Laufe der Krise, die durch die Annexion hervorgerufen wurde, Augenblicke, in welchen die diplomatischen Geschosse von fast ganz Europa gegen ihn gerichtet waren und in denen das Schicksal Oesterreich-Ungarns von seinen Entschlüssen abhing. In diesen entscheidenden Momenten hat er volle Kaltblütigkeit und Ruhe bewahrt und ist unbeirrt seinen Weg gegangen, der glücklich zum Erfolge führte. Der Friede blieb ungestört und die Annexion hat die Zustimmung aller Mächte erhalten.

In der kaiserlichen Auszeichnung, die dem Minister nunmehr zu teil wird, wird die gesamte öffentliche Meinung die berechnete Anerkennung eines großen Verdienstes erblicken. Graf Aehrenthal hat sich in mühevollen bewegten Tagen in der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie einen ehrenvollen Platz errungen.

Die offizielle Nachricht über die Auszeichnung.

Wien, 18. August.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 17. d. den Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Aeußern Alois Freiherrn v. Aehrenthal in den erblichen österreichischen Grafenstand zu erheben geruht.

Glückwunschtelegramm des Kaisers an Graf Aehrenthal.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Wien, 18. August.

Der Kaiser sandte dem Minister des Aeußern Grafen Aehrenthal ein Glückwunschtelegramm.

Bevorstehende Audienz Aehrenthals beim Kaiser.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Wien, 18. August.

Minister des Aeußern Graf Aehrenthal trifft am 20. d. hier ein, um dem Kaiser seinen Dank für die Erhebung in den Grafenstand auszusprechen und gleichzeitig über laufende Angelegenheiten Vortrag zu erstatten.

Aus dem Leben des Grafen Aehrenthal.

Wien, 18. August.

Graf Alois Aehrenthal ist seit dem 24. Oktober 1906 Minister des Aeußern. Er ist am 27. September 1854 geboren und begann, nachdem er in Prag und Bonn studiert hatte, seine diplomatische Laufbahn am Neujahrstage 1877. Er wurde provisorischer Attaché in Paris, wo damals an der Spitze der Botschaft Benji stand, der sich, wie jetzt er selbst, „Bibi“ Grafenstand im Dienste erworben hatte, und wo Graf Goluchowski, dessen Nachfolger er einst werden sollte, Legationssekretär war. Im Jahre 1878 kam er nach Petersburg und zehn Jahre später wurde er der dortigen Vertretung, die Graf Wolkenstein leitete, als erster diplomatischer Beamter zugeteilt.

Er hatte inzwischen längere Zeit im Ministerium selbst gewirkt und die Aufmerksamkeit des Grafen Kalnoth auf sich gezogen. Graf Kalnoth schätzte seine Arbeitskraft, sein Wissen und sein ruhiges Urtheil, und Aehrenthal war ein aufrichtiger Verehrer der intellektuellen und Charaktereigenschaften seines Chefs, als dessen Schüler er sich in späteren Jahren dankbar bekannte. Nach Petersburg kehrte er zurück, während dort noch die Eindrücke der bulgarischen Krise sehr stark waren, am Barenhose die Verstimmung gegen Oesterreich-Ungarn kaum verhehlt wurde und die öffentliche Meinung einen Krieg gegen unsere Monarchie offen herbeiwünschte. Kalnoth, selbst ehemals Botschafter in der russischen Hauptstadt, war als Freund eines Zusammengehens mit Rus-

land in das Amt getreten und gegen seinen Wunsch durch seine vorsichtige, aber feste Politik in einen tiefen Gegensatz zu dem Nachbarreiche gelangt. Aehrenthal hatte somit Gelegenheit, unter ungewöhnlichen Verhältnissen die Stimmungen, Kräfte und leitenden Persönlichkeiten kennen zu lernen, und er war ein um so besserer Beobachter auch des russischen Lebens, als er, was damals unter den fremden Diplomaten eine Seltenheit war, der Landessprache vollständig mächtig war. Schon damals wurde ihm in engeren Kreisen hervorragende Befähigung zuerkannt und eine glänzende Karriere vorausgesagt.

Im Jahre 1895 wurde Freiherr v. Aehrenthal zum Gesandten in Bukarest ernannt, und er hat im Laufe dreijähriger Tätigkeit für die Herstellung engerer Beziehungen zwischen Rumänien und Oesterreich-Ungarn viel getan. Im Januar 1898 trat er den Botschafterposten in Petersburg an, und diesmal fand er dort ausgesprochen freundschaftliche Dispositionen vor. Die Entente war zu stande gekommen und war eine der Grundlagen der russischen Politik, die im nahen Orient Ruhe brachte, um ihren Zielen in Ostasien ungehindert nachgehen zu können. Aehrenthal pflegte das gute Verhältnis, das seinen Höhepunkt in den Vereinbarungen erreichte, die im Sommer 1903 in Mürzberg von den beiden Kaisern und den beiden Ministern Goluchowski und Lamsdorff über die Reformen in Macedonien abgeschlossen wurden. Die zwei Mächte arbeiteten in der Türkei gemeinsam und unter ihrem Vortritt wurden jene Einrichtungen in den drei Vilajets geschaffen, die jetzt, nach der Einführung der Verfassung, gegenstandslos geworden sind und verschwinden. Als Aehrenthal im Oktober 1906 zum Minister des Aeußern ernannt wurde, stand Oesterreich-Ungarn mit Rußland auf dem besten Fuße. Freilich hatte sich in Rußland schon infolge des japanischen Krieges die innere Umwälzung vollzogen, der Ehrgeiz in Bezug auf Ostasien war stark eingeschränkt, und ein neuer Minister, Iswolsky, den Aehrenthal in Bukarest kennen gelernt hatte, wo sie gleichzeitig als Gesandte gewirkt hatten, war an Lamsdorffs Stelle getreten.

Die erste Aufgabe des neuen Ministers war, das Verhältnis zu Serbien zu glätten, das durch die Handelsvertragsfrage und die Grenzschließungs-Angelegenheit sehr aus dem Geleise gekommen war. Außerdem legte er hauptsächlich Gewicht auf gute Beziehungen zu Italien, und die Delegationsrede, in der er dies betonte, rief in Rom viel Aufsehen hervor. Im Herbst 1907 kam Iswolsky nach Wien, und es wurde damals davon gesprochen, die macedonischen Reformen auf das Justizgebiet auszudehnen. Aber bald zeigte sich, daß Rußland infolge der Annäherung an England und des Wiederanwachsenden des Panflavismus eine neue Richtung einzuschlagen begann. Das Projekt der Sandtschal-Eisenbahn, das im Februar 1908 aufstand, wurde von der russischen und englischen Presse mit offener, zum Teil heftiger Gegnerschaft aufgenommen, und andererseits wurden der Türkei in Bezug auf Macedonien Angelegenheiten zugemutet, die ihre Souveränität dort gestört hätten. Die Begegnung von Reval wurde allgemein als Ende der im Jahre 1897 geschaffenen Entente aufgefaßt und jedenfalls verschob sie den Schwerpunkt der russischen Politik in die neue, die Tripelentente. In Reval scheint Iswolsky auch die Hoffnung auf einen Erfolg in der Darbanellensache gesetzt zu haben, der sich aber nur mit Zustimmung Oesterreich-Ungarns erreichen ließ, wofür diesem die Einwilligung zur Annexion Bosniens geboten wurde, zu der sich Rußland schon bei früheren Gelegenheiten bereit erklärt hatte. Bei der Reval und Buchlau lag die türkische Revolution — nahm der Gedanke fester Form an und am 6. Oktober wurde die Annexion verkündigt. Der Sturm, der sich hierauf von allen Seiten erhob, und die verschiedenen Wechselfälle der Krise, die im Monat März zum Krieg mit Serbien und Montenegro zu führen schienen, sind noch in frischer Erinnerung.

Die Erhebung in den Grafenstand ist der Lohn für die diplomatische Arbeit bei der Durchführung der An-

nexion, nachdem schon im November vorigen Jahres durch die Verleihung des Großkreuzes des Stephansordens die Leistungen des Ministers öffentlich anerkannt worden waren.

Graf Aehrenthal stammt mütterlicherseits von der gräflichen Familie Thun-Hohenstein und ist seit 1902 mit einer geborenen Gräfin Ezechewy, Tochter des königlich ungarischen Oberstallmeisters Grafen Julius Ezechewy, verheiratet.

Ein führender Diplomat über die Kretafrage.

(Woh.-Lehr. der „Neuen Freien Presse“.)

Konstantinopel, 15. August.

Ein Staatsmann des Dreibundes kennzeichnete in einer Unterredung mit Ihrem Korrespondenten die Stellung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu dem kretensischen Problem folgendermaßen:

„Man kann dem Großvezier Hilmi Pascha das Zeugnis nicht versagen, daß seine Politik vom Mai an durchaus konsequent geblieben ist. Wenn jetzt eine Kriegsgefahr besteht, so liegt die Hauptschuld bei den Schutzmächten. Diese haben den großen Fehler begangen, daß sie seit Jahren durch stillschweigende Duldung der griechischen Einmischung in Kreta alles für die Annexion vorbereitet und zuletzt noch ihre Kontingente zurückzogen, obwohl sie die Folgen dieses Schrittes voraussehen mußten. Jetzt befinden sie sich in einer Sackgasse. Prinzipiell haben sie die Souveränität des Sultans — ob man das souveraineté oder droits suprêmes nennt, ist nur Wortspielerei — anerkannt; um sie aber auch zur Geltung zu bringen und zu verhindern, daß die Türkei sich selbst mit dem Schwerte ihr Recht hole, müssen die Schutzmächte jetzt wohl oder übel ihre ganze zwölfjährige Politik desavouieren, ja vielleicht sogar auf eigene Kosten an der Wiederherstellung des status quo mitarbeiten, was vielleicht auch wieder nicht in ihrer Absicht liegt. Andererseits wird man die Türken verstehen, wenn sie sich gerade gegen den Verlust Kretas mit äußerster Energie wehren. Sie glauben heute wieder an eine Zukunft der Türkei, und auch wir können nicht wissen, ob sie nicht doch noch ein gesunder Staat wird, der berufen ist, im östlichen Mittelmeer eine Rolle zu spielen. Diese Entwicklungsmöglichkeit würde sich aber die Türkei selbst abschneiden, wollte sie diese strategisch so wichtige Insel in andere Hände fallen lassen.“

Auch in formeller Hinsicht kann man der Hofnote kaum etwas vorwerfen. Wenn gesagt wird, daß die Kretafrage nur die Türkei und die Schutzmächte angehe, so ist das doch nur eine Fiktion, die sich heute nicht mehr aufrechterhalten läßt. Will man nicht den Schutzmächten selbst Absichten auf die Insel imputieren — und dafür liegt schließlich kein Beweisgrund vor — dann bleibt nur Griechenland übrig, das von einer Annexion Nutzen ziehen könnte. Wenn heute auf Kreta griechische Briefmarken kursieren, im Namen des Königs von Griechenland Recht gesprochen wird u. s. w., so sind das Verletzungen der Souveränität, welche sich die Türkei, die den Kretensern ohnehin sehr weit entgegengekommen ist, doch nicht bieten lassen kann. Und wenn die Schutzmächte nichts tun, das verletzete Hoheitsrecht über das ihnen anvertraute Land wieder herzustellen, dann muß sich die Türkei logischerweise an Griechenland halten, an dessen Desinteressententum zu glauben wirklich sehr schwer fällt.“

Auf die jüngste Wendung der Frage übergehend, meinte der Staatsmann ebenso entschieden: „Wenn die Hofnote jetzt offiziell erklärt, sie sei von der griechischen Antwort befriedigt, so ist dies wohl nur als eine Höflichkeit gegenüber den Schutzmächten aufzufassen, die ihr wegen ihres selbständigen Schrittes gegenüber Griechenland hart zugesetzt haben. Wenn sie aber jetzt, etwa mit Rücksicht auf die Haltung der Schutzmächte, den Konflikt auf das macedonische Gebiet hinüberzuspielen suchte, dann wäre auch das wieder nur eine ganz nutzlose Fiktion. Denn kein Mensch wäre

dann die Wellen plötzlich ganz klein geworden sind und nur noch manchmal unter sich leise zu lägen scheinen, wird mir der „Secolo“ und der „Corriere della Sera“ in unsere Hütte gebracht. So kann ich vor dem Frühstück die Verhandlungen unserer Kammer, nach dem Frühstück die von Montecitorio vernehmen. Diese sind mir lieber. Ich weiß nicht, ob das bloß an der Sprache liegt. Die römischen haben eine Gemeinsamkeit des Tones, die den unseren fehlt. Auch dort wird gestritten, und zuweilen auch auf eine recht handgreifliche Art. Aber es wird von einem gemeinsamen Grundgefühl aus gestritten, sozusagen in der Familie, wo man um so deutlicher werden kann, weil man sich am Ende ja doch einig weiß. Während man bei uns, wenn etwa der Abgeordnete Bielohlawek dem Abgeordneten Daszynski Rede steht, immer den Eindruck hat, daß die beiden bis ans Ende der Welt sprechen könnten, ohne sich je zu verständigen, weil sie an Begriffsorganen, an Gefühlsorganen zu verschieden sind und offenbar ganz verschiedenen Epochen der natürlichen Entwicklung angehören; sie gebrauchen (zum Teil) dieselben Worte, aber bei jedem wird eine andere Sprache daraus. In Italien denkt auch jeder anders, aber alle denken italienisch. Denn schließlich gehören alle doch ungefähr derselben geistigen Formation an. So weit haben wir's noch nicht gebracht; und vielleicht ist dies gerade die nächste Aufgabe unseres neuen Parlaments: uns so weit zu bringen, indem es aus sich heraus eine österreichische Gemeinsamkeit schafft. (Obwohl das ja natürlich nicht so leicht ist und es schon noch einige Zeit dauern mag, bis der Abgeordnete Bielohlawek dem Abgeordneten Daszynski ähnlich wird, aber man muß eben Geduld haben.)

In diesen italienischen Debatten über die Rüstungen war es übrigens seltsam, wie eigentlich alle, so sehr sie

sich zu bekämpfen meinten, im Grund genau dasselbe sagten. Denen, die für die Rüstungen sprachen, hörte man an, daß doch auch sie lieber dagegen gewesen wären; und denen, die dagegen stimmten, fiel es sichtlich schwer, nicht dafür zu sein. Wie denn im ganzen Land die politische Stimmung diese ist: Kein Italiener will den Krieg, aber da jeder glaubt, daß wir ihn wollen, will er sein Land vor uns schützen. Da nun auch bei uns kein Mensch den Krieg will, uns aber wieder vorgeredet wird, daß die Italiener ihn wollen, kann es geschehen, daß es zwischen zwei Völkern, deren keines den Krieg will, dennoch zum Krieg kommt, bloß dadurch allein, daß eines das andere so lange der Kriegslust verdingelt, bis einem einmal die Geduld reißt und es losgeschlagen wird, um nur doch die nicht mehr erträgliche Spannung zu lösen. Das wird dann wie das Duell sein, in das der Bettler Tobias den Herrn von Bleichenwang und die arme kleine Biola stürzt, denen auch ihre Friedfertigkeit nichts hilft, weil eines das andere für einen grimmig grausamen Kriegshelden hält, der nicht mehr zu händigen ist. Aber nicht so lustig wird es sein. . . . Natürlich gab's dagegen nur eines: nämlich die Biola und der Herr v. Bleichenwang setzten sich fünf Minuten zusammen auf eine Bank und sprachen sich einmal unter vier Augen aus. Ja, wenn die Völker sich einmal unter vier Augen aussprechen könnten! Aber es ist immer der alte Junker Tobias dabei, der Diplomat.

Mit kommt's zu seltsam vor, daß Venedig noch nie gemalt worden ist. Dieses wunderschöne Venedig von heute nämlich, in dem sich überall schon ein noch viel schöneres von morgen regt, dieses Venedig der Arbeit, das trotz die Zukunft auf seine starken Schultern nimmt,

das wirkliche Venedig, das nicht im Bäderer steht. Auf, Künstler, ein neues Venedig ist jetzt zu entbeden, eines, dem es nicht mehr genügt, bei seiner eigenen Vergangenheit Schildwache zu stehen! Denn eigentlich sind in Venedig ja drei Städte beisammen. Das eine Venedig ist die tote Stadt, ein altes Bilderbuch von vergilbten Erinnerungen, ein Museum für norddeutsche Dozenten der Kunstgeschichte. Das andere ist das kitschige Venedig für die Hochzeitsreisenden, mit Tauben und Gondeln und Serenaden und Rinetten und der ganzen blühblauen Coolerei, ein Anblickstaltenvedig, ein Ausverkaufsvenedig, ein Similibenedig, ein Venedig eigens für den Export gebräut, ein Venedig, dessen geistiger Doge doch eigentlich der Gabor Steiner ist (dieses baut jetzt auch den Campanile wieder auf, weil die reisenden Engländer ihn gewohnt sind, und baut damit den schönsten Blick wieder zu). Aber das dritte, den Fremden verborgen, heimlich sich redend, ist das wahre Venedig, dem es überall zu eng wird, das in diesen vierzig Jahren der Freiheit genesen ist und das sich nun stark und froh zur Zukunft fühlt. Dieses hat eine unbegreiflich hohe Schönheit von einer rauhen, fast eher amerikanischen Art, die gar nicht mehr zur Niedlichkeit der buhlerisch gezielten Engeltn von der Markusstraße stimmt. Die trogige Schönheit dieses demofratischen Venedig, das sich auf festen Füßen mit starken Armen in den engen Gassen hockt, voll Oier, sich tätig auszubreiten, wartet noch auf ihren Maler. Es müßte einer sein, dem die Augen nicht durch Tradition verborben sind. Liebermann könnte es sein, oder Steuogt oder der kleine Bernays. Einer, der auf das nackte Leben losspringt, wird es sein, der wird das neue Venedig entbeden.